



JULIET  
BLACKWELL

Eines Tages  
in Paris

Roman



PIPER

Plaquemines Parish ein kleines Vermögen. Zu Hause würden sie sagen: »Also, diese Chance! Seht sie euch nur an! Sie verkörpert den amerikanischen Traum – kommt aus dem Nichts und hat etwas aus sich gemacht.«

Doch das lag nun schon einige Jahre zurück, und Claire hatte nicht mehr das Gefühl, den amerikanischen Traum zu leben.

Früher hatte sie wissen wollen, warum sie nicht gemeinsam mit ihrer Mutter gestorben war, als Lizzie Broussards zehn Jahre alter Ford von der Straße abgekommen war und mit dem Dach nach unten im Bayou landete. Mammaw hatte darauf stets geantwortet: »Gott hat etwas ganz Besonderes mit dir vor, du wirst sehen. Die Stimme deiner Mutter hat sich aus dem Sumpf erhoben, damit du gerettet wirst – es war ein Wunder!«

Doch inzwischen fragte Claire sich: Abgesehen von dem Gehaltsscheck, ging es ihr heute wirklich besser, besser als wenn sie damals direkt nach der Schule den Job in der Raffinerie angenommen und nach der Arbeit mit der Clique bei Charlie Bob's ein Bier getrunken hätte.

Claire wusste, Seans Antwort darauf wäre ein entschiedenes Ja.

Und doch ...

»Mammaw ist nicht einfach nur meine Großmutter«, erwiderte Claire. Sie versuchte, ihren Standpunkt klarzumachen. »Sie hat mich großgezogen. Sie hat mir das Leben gerettet.«

»Ich weiß, wie wichtig sie für dich ist«, sagte er mit weicher Stimme. »Und du solltest unbedingt zu ihr fahren. Nimm dir ein paar Wochen frei, sag, du brauchst Zeit für deine Familie. Ich könnte dich begleiten.«

Sean war ein netter Mann, umgänglich und rücksichtsvoll. Aber er war es gewöhnt, dass Claire seinen Wünschen entsprach. Claire war es egal, ob sie in ein klassisches Konzert oder in die Oper gingen, ob sie beim Vietnamesen oder beim Thailänder aßen. Aber diesmal war es anders.

»Ich bin in Chicago nicht glücklich, Sean. Irgendwie ist mir das alles nicht genug. Es ist schwierig, es zu erklären, aber ... Ich will etwas anderes.«

»Du willst also zurück nach *Plaquemines Parish* ziehen?« Er presste die Lippen zusammen, und seine Worte hatten einen schnippischen Klang. »Du hasst es dort. Wie oft hast du mir erzählt, dass du nie richtig dazugehört hast, dass du mehr vom

Leben willst? Du hast so hart daran gearbeitet, dem Ganzen zu entkommen. Wie kannst du auch nur daran *denken*, wieder zurückzugehen?«

»Es wäre ja nur für eine Weile, sodass ich bei Mammaw sein kann. Jessica sagt, dass es wahrscheinlich nicht mehr lange dauert. Ich werde mir Gedanken über meine Zukunft machen. Vielleicht komme ich ja auch zurück nach Chicago, ich weiß es einfach noch nicht. Tut mir leid, Sean. Du bist ein wunderbarer Mann. Ich habe einfach –«

»Das ist ein Fehler, Claire«, unterbrach Sean sie. »Du machst einen Fehler.«

»Ja, vielleicht«, räumte sie ein.

Wahrscheinlich war es wirklich ein Fehler. Aber es war ein Fehler, den sie machen musste.

Zehn Tage später war sie in das Flugzeug nach Plaquemines Parish gestiegen, wo man billigen, mit *Chicory* gestreckten Kaffee trank, wo niemand im Traum daran dachte, in die Oper zu gehen, und wo Claire nun mit ihrem Universitätsabschluss und ihren Großstadtgepflogenheiten herausstach wie ein Fremdkörper.



## 2

»Warum liegt denn da ein Baum auf dem Dach?«, fragte Claire, als Ty vor Mammaws Haus hielt.

»Wir hatten einen Sturm vor ein paar Tagen«, antwortete Ty und sah hinauf zu dem Laub auf dem kleinen weißen Holzbungalow. »Ist doch nur ein Ast.«

»Ja«, sagte Claire. »Ein sehr großer Ast.«

»Fällt mir gerade erst auf«, erwiderte Ty achselzuckend. »Ich würde mich ja kümmern, aber ich muss jetzt zurück zur Arbeit. Remy ist wahrscheinlich eh schon dran.«

Genau in diesem Moment kam Onkel Remy grauhaarig und leicht gebeugt aus dem Haus. Auf alten Fotos, auf denen er als junger Mann in Uniform zu sehen war, grinste er stets breit. Er war ein begabter Mechaniker gewesen, der schon von Kindesbeinen an alles reparieren konnte. Das sagten alle. Aber er war mit einer Kopfverletzung aus Vietnam zurückgekehrt, und obwohl es äußerlich so wirkte, als wäre alles verheilt, hatte er sich im Innern verändert. Er war wieder bei Mammaw eingezogen und dortgeblieben.

Mammaw sagte immer, er sei »etwas langsam«. Auch in seiner Gegenwart. Remy schien das nie zu stören. Erst seit Claire nach Chicago gegangen war, fiel ihr auf, dass es irgendwie nicht ganz richtig war, so etwas zu sagen. Remys



Langsamkeit war ihr immer als eine unumstößliche Tatsache erschienen, so wie man beispielsweise groß war oder Locken hatte. Als Mädchen hatte sie darüber nicht weiter nachgedacht. Er war in ihrer Kindheit ihr Freund gewesen – ihr einziger echter Freund. Sie hatten gemeinsam Verstecken gespielt und manchmal sogar mit Barbies, wenn sie im Gegenzug versprach, mit ihm Dame zu spielen.

»Hey!«, rief Remy und kam den rissigen, asphaltierten Weg entlanggeschlurft.  
»Na so was! Meine liebe Chance! Wir haben dich vermisst!«

Sie sprang aus dem Auto, lief auf Remy zu und fiel ihm in die Arme. Sie hielten einander lange fest. Er roch leicht nach Mottenkugeln und Gewürzen, ein schmerzhaft vertrauter Geruch, der für sie Zuhause und Familie bedeutete.

Wahrscheinlich hatte Sean recht. Wahrscheinlich war die ganze Sache ein Fehler. Aber das hier – dieser eine Moment – war die Reise wert.

»Wir müssen jemanden holen für das Dach«, sagte Onkel Remy besorgt, sobald sie sich aus der Umarmung löste. Das war es auch schon mit der herzlichen Begrüßung zu Hause. Claire war nicht überrascht; Remy lebte in der Gegenwart. Er fing an, seine Hände zu kneten und trat von einem Fuß auf den anderen. »Ist mitten durch die Teerpappe gekracht. Was, wenn es wieder regnet?«

»Mach dir keine Sorgen, Remy«, beruhigte ihn Claire. »Ich kümmere mich drum. Arbeitet Cousin Hog nicht auf dem Bau?«

»Er ist auf dem Krabbenkutter«, sagte Remy und hob den Seesack von der Ladefläche herunter. Ty trug die schwereren Koffer ins Haus, und winkte ihnen zum Abschied.

»Die sind zurzeit alle draußen auf den Kuttern«, fuhr Remy fort. »Zumindest diejenigen, die nicht auf der Bohrinself sind.«

»Dann rufe ich jemand anders, kein Problem.«

»Jessica weiß bestimmt, was zu tun ist. Sie weiß alles.«

»Gute Idee. Lass mich kurz Mammaw Hallo sagen, dann überlegen wir uns was, okay?«

»Okay.« Er nickte und schien sich zu entspannen. »Gut, dass du wieder zu Hause bist, Claire. Wirklich gut, dass du wieder zu Hause bist.«

Wie immer, wenn Claire durch Mammaws gelbe Tür trat, erfasste sie ein intensives Gefühl von Nostalgie, vermischt mit dem Drang zu fliehen, zurückzueilen in ihr Großstadtleben mit den übersteuerten Drinks und den Menschen, die die internationalen Nachrichten verfolgten.

Mammaw hatte vor zehn Jahren mit dem Rauchen aufgehört, aber das Haus roch immer noch nach kaltem Zigarettenrauch, nach alten Büchern und nach Cola von Dr Pepper. Eine uralte Klimaanlage im Fenster rappelte und spuckte gerade so viel kalte Luft aus, um die Hitze ein bisschen abzumildern. Trotzdem war es im Wohnzimmer, das mit Möbeln und Bücherregalen vollgestellt war, stickig. Hinter dem vorderen Zimmer lag die Küche, und seitlich gab es zwei Schlafzimmer und ein Badezimmer. Das war alles. Als Chance eingezogen war, hatte sie entweder auf dem Sofa geschlafen oder manchmal mit Mammaw in deren Bett.

»Sie ist wach und wartet auf dich«, sagte Remy. »Sie spricht nur Cajun, also ist es gut, dass du da bist. Willst du 'ne Limo?«

»Nein, danke. Ich brauche gerade nichts.«

Claire sah vor ihrem inneren Auge lebhaft das Bild, wie sie mit sechs Jahren das allererste Mal das Haus betreten und gewusst hatte, dass sie bleiben würde. Gewusst hatte, dass sie nicht zu ihrem Vater zurückmusste. Dass sie in Sicherheit war. Mammaw hatte Lachskroketten gemacht; sie hatte Chance an der Tür begrüßt, während sie ihre Hände an einem Geschirrtuch trocknete. Dann hatte sie Chance in die Küche geschoben, hatte sie auf die Anrichte gehoben und ihr einen großen Becher süßen Tee in die Hand gedrückt.

Sie hatte verkündet, dass sie ab dem nächsten Tag im Haus ausschließlich Cajun sprechen würden.

»Aber ... ich kann doch gar kein Cajun«, hatte Chance besorgt protestiert.

»Du wirst es lernen, genau wie ich Englisch gelernt habe. Als ich klein war, haben wir zu Hause nur Cajun gesprochen, und als ich in die Schule gekommen bin, sollte ich plötzlich Englisch reden, obwohl ich doch gar kein Englisch konnte. Wenn die Lehrer hörten, dass ich in meiner Sprache redete, musste ich mich auf Reis knien.«

»Auf Reis knien?«